

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.fahrenheit-verlag.de

Gesellschafts- spiele

LOUISE JACOBS

ROMAN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

ISBN 978-3-940813-17-3

Copyright © Piper Verlag GmbH, München 2009

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

FAHRENHEIT

Leo stand breitbeinig in der Tür. »Wie war nochmal Ihr Name?«

Der Mann zog sein Kinn zur Brust und schob seine Augenbrauen zusammen: »Leussink, Kajo Leussink. Von der Kultur. Ich glaube, meine Sekretärin hat den Termin mit Ihnen koordiniert?«

Leo schüttelte den Kopf, was spielte es schon für eine Rolle, wer den Termin gemacht hatte. »Na gut,« sagte er verärgert. Ach! Er war mit seinen Gedanken doch ganz woanders. »Kommen Sie. Hier rein.« Er legte Leussinks Mantel mit Innenfutter aus Seide auf eine Stuhllehne. Leussink schwieg für einige Sekunden. Er schien die Eindrücke abzuspeichern, also zeigte Leo erst auf sich selbst und sagte: »Maler«, breitete dann seine Arme in den Raum aus und sagte: »Öl.«

Leussink verwirrte Leo mit seinem zweideutigen Lächeln: »Ich bin beeindruckt. Eine kreative Werkstatt«, sagte er mit Blick auf das Durcheinander von Leinwänden, Pinseln und Lumpen. »Wie lange arbeiten Sie schon in diesem Atelier?«

»Zwei Jahre«, sagte Leo knapp.

»Sie kommen doch aus ...?«

»... Dresden, genau. Dachten Sie an Leipzig?«

»Nein.« Ein Lachen, Herr Leussink hätte sich wohl fast geirrt.

Leo ging zum Esstisch. Eine Dose Zahnseide und eine Zahnbürste lagen herum, er nahm ein Holzschneidebrett und ein gebrauchtes Küchenmesser vom Tisch. Die Krümel wischte er mit drei Handbewegungen weg. Er schob Becher zusammen und steckte die kleinen Löffel, die verteilt auf dem Tisch lagen, in einen von ihnen. »Ich habe Rosinenschnecken von gestern.« Leussink stand noch im Atelier. »Oder Sandkuchen.« Leo ging zur Spüle und legte das Brett hinein.

»Wie es passt, ich habe unterwegs gegessen.«

Leo zuckte mit den Achseln und rieb sich die Hände an den Hosenbeinen ab. »Wo kommen Sie her?«

»Aus Köln.« Leussink nahm seine Krawatte ab. Leo fühlte sich beim Zubereiten des Tees beobachtet. »Oder wollen Sie Kaffee?«

»Ganz egal.«

Als Leo sich umdrehte, sah er, dass sich Leussink betont beiläufig im Atelier umschaute. Vielleicht versuchte er gerade, seinen Eindrücken eine erste Schlagzeile abzugewinnen. *Ruhe auf dem Land, Chaos im Kopf. Leo Becker über Sinn, Sex und Sandkuchen.*

»Ich mochte diesen Geruch von Ölfarbe schon immer«, schwärmte Leussink.

»Aha.« Ich rieche ihn schon gar nicht mehr, dachte Leo.

»Sind Sie gerne an der frischen Luft?«, fragte Leussink.

Leo stand, die Hand in der Hosentasche, im Raum. »Ja«, sagte er.

Kajo Leussink verschränkte die Arme vor der Brust: »Ich auch. Ich wandere.« Nach einer Pause sagte er: »Schöner Garten. Sind Sie der Gärtner?«

»Hat meine Frau angelegt.«

»Wo ist Ihre Frau?« Endlich eine Frage, die Leussink wirklich interessierte, dachte Leo. Leute wie Leussink und Brankamp bevorzugten Affären, im eigenen Leben und in dem anderer Leute. Sie gierten nach den schlüpfrigen Details und tarnten ihre Neugier als intellektuelles Interesse – schließlich ging es hier um die Kunst, nicht wahr? Leo ließ die lästigen Gedanken ziehen und schob seinen Trotz beiseite. Er richtete den Kuchen auf einem Teller an und betrachtete Leussink amüsiert.

»Meine Frau lebt hauptsächlich in der Stadt, hat Sie Ihnen das bei der Terminabsprache nicht gesagt? Wollten Sie mit ihr über mich sprechen?«

»Nein! Ganz und gar nicht!«

»Schade«, sagte Leo.

»Haben Sie das alles selbst renoviert?«

»Einiges habe ich selbst renoviert, anderes renovieren lassen. Erst das Dach, dann nach und nach den Rest, ich bin aber noch nicht fertig. Bis zum nächsten Sommer soll es eine überdachte Terrasse geben.«

»Das kann ich mir sehr gut vorstellen.«

»Meine Frau auch.«

»Und oben sind die Schlafzimmer?«

»Ja. Zwei Zimmer, ein kleines Büro und ein Bad.«

»Haben Sie Kinder?«

»Nein.«

Leo bot ihm einen der Schaukelstühle im Atelier an. Er ging zum Archivschrank, schob mit dem Fuß den Wildschweinkiefer, der daneben lag, beiseite und zog einen großen umgedrehten Eimer hervor. Auf dem Boden des Eimers stellte er Tassen und Teller ab. Leussink schaute ihn aus dem Augenwinkel an. Leo fiel den Haaren in die Stirn und kitzelten ihn am Lid. Neben dem Mann im Anzug fühlte er sich verlebt und roh. Sah er genauer hin, lagen auch um Leussinks Augen die Ringe der langen Nächte. Er wirkte blass, und Leo stellte sich vor, wie Leussink bei künstlichem Licht und unzähligen Zigaretten hinter seinem Schreibtisch in der Redaktion saß und schrieb. Er beneidete ihn nicht.

Leussink ließ seinen Blick durchs Atelier schweifen. Er begann Fragen zu stellen, Leo begann zu antworten. Die Leinwand in Arbeit hatte er gegenüber der Fensterfront vorübergehend an die Wand gehängt: Ein Blick auf den Tresen einer Bar, hinter der eine junge Frau steht. Das tiefe Dekolleté des Mädchens nimmt die Mitte der Leinwand ein, sie hat beide Handballen aufgestützt. Das Gesicht ist noch nicht modelliert, ihr Oberkörper nur eine Skizze. Die Wand in ihrem Rücken ist verspiegelt. Vorn, auf dem Marmortresen, stehen Gegenstände, von rechts nach links eine Wein- und eine Champagnerflasche, eine Vase mit zwei verblühten Rosen und eine hohe Glasschale, gefüllt mit Orangen. Das Kolorit des Gemäldes hat den dumpfen Ton vertrockneter Blumen. Ein rauchiger Schleier legt sich auf die nackten, rosigen Unterarme des Mädchens. Blau verrottes Licht mit einem Gelbstich fällt von oben auf die pockennarbige Haut der Orangen und zerspringt eisig auf dem Stein des Tresens.

»Bleibt die Figur gesichtslos?« fragte Leussink.

Ich weiß es nicht, dachte Leo, und ihn ergriff das bittere Gefühl, das Bild niemals vollenden zu können. Immer wieder setzte

er den Pinsel an, immer wieder missfiel ihm das Ergebnis, immer wieder übermalte er es und versuchte es neu. Leussink sah ihn ahnungslos an und wartete.

»Ich weiß es noch nicht.« Er suchte nach einer unverfänglichen Antwort. »Ich weiß nicht«, wiederholte er dann und zuckte die Schultern.

»Wann wird Ihre Ausstellung im Metropolitan eröffnet?« Leussink blätterte in seinen Notizen.

»Im April.« Dann fragte er: »Ist was?«

»Die Bilder sehen, naja – haben Sie denn noch genug Zeit?«

»Ja?«, sagte Leo, als wolle er sich vergewissern. Zweifelte er etwa daran? »Natürlich ist genug Zeit!«, versicherte er.

»Seit wann arbeiten Sie an dem Auftrag?«

Leo seufzte und schaukelte. »An diesem Auftrag«, er betonte ›Auftrag‹, »seit fast neun Monaten.« Vor etwa neun Monaten und ein paar Wochen hatte er mit Rahel auf den Erfolg angestoßen und sie nach Madrid eingeladen, er wollte sich inspirieren lassen, und er wusste, ihm würde ab Juli eine intensive Arbeitszeit in Garz bevorstehen. Sie war stolz auf ihn und auf sich, schließlich wäre der Auftrag ohne ihre unermüdlichen Bemühungen gar nicht zustande gekommen.

Er hatte eine Suite im Ritz gebucht. Rahel wollte mit der Vespa durch die Stadt kurven, Schuhe kaufen, Rotwein und spanischen Käse kosten und auf dem Rücken in der Sonne liegen. Sie wollten in den Museen staunen, wie damals in New York, als ihre Zukunft voller Versprechungen war.

Doch es regnete in Madrid. Vier Tage lang. Die Temperaturen erreichten keine fünfzehn Grad, Rahel fror und klagte über schmerzende Füße, das lange Stehen im Museum machte die Sache nicht besser. Das spanische Frühstücksgebäck war ihr zu fettig, vom Espresso bekam sie Herzrasen, und in den Schuhgeschäften hatte sie keine Lust, eine Nummer zu ziehen und in der Schlange zu stehen.

Am ersten Tag waren sie noch gemeinsam in den Prado gegangen. Mit Rahel an seiner Seite stand er minutenlang schweigend vor den Gemälden. Velázquez' Hand und Goyas Kopf, die weiche und lockere Malweise des einen, der ausdrucksstarke und heftige Pinselstrich des anderen, für Leo waren das, wie auch die Farbenlehre, die Skizzen und Studien von Delacroix, die er in Paris gesehen hatte, die Grundlagen der Malerei. Welche Meisterleistung wäre es, zu erreichen, was diese Maler auszeichnete: Nichts als die Wahrheit zu malen. Alle drei ahmten, jeder auf seine Weise, die Wirklichkeit nach. *Ihre* Wirklichkeit. Sie fragten nicht, ob das Dargestellte schön oder hässlich, wichtig oder trivial war. Sie idealisierten nicht, sondern lösten sich von allen Regeln, ihr Pinselstrich folgte ihrem eigenen Blick auf die Welt und, vor allem, in ihr Innerstes.

Rahel begann, ihm Fragen zu stellen, und er begann, ihr die Techniken zu erklären, erzählte ihr, was er über die Bilder wusste, sein Wissen sprudelte nur so aus ihm heraus, aber er war nicht bei der Sache und verlor schließlich den Faden. »Wo war ich?«, fragte er sie.

»Bei Talent.«

Talent. Das Wort hallte in seinen Ohren. Dann verging es leise.

Im Hotel versuchte sie, ihn zu verführen. Doch er lag in Unterhose unter dem Kronleuchter, auf den großen Kissen mit Wülsten aus goldener Seide und starrte auf die wildgemusterte Tapete, die Sessel und Stühle, die mit Brokatstoff im gleichen Muster bezogen waren, das antike Beistelltischchen, um das sie gruppiert standen. Er spürte keine Erregung bei Rahels Küssen und ihren Berührungen. Er bat sie, aufzuhören, erhob sich, schob einen der schweren schwarzen Samtvorhänge vor den Fenstern beiseite und schaute in den Regen. Im ganzen Zimmer roch es nach gestaubsaugtem Teppich.

»Qual« schreibt sich zwar nicht mit S, hinterlässt aber das gleiche Gefühl wie »Schlange«. Manchmal begräbt mich mein eigener Mut. Er rollt wie eine Welle auf mich zu. Und ich weiß, den Moment zu fliehen, habe ich verpasst.

Leo hatte in dieser Nacht von Eseln und weinenden Pilgern geträumt. Am nächsten Tag bat er Rahel, sich erst am Nachmittag wieder zu treffen und vormittags eigene Wege zu gehen.

Wieder durchstreifte er den Prado, wanderte stundenlang in den Velázquez-Zimmern im ersten Stock umher. An vielen Stellen war die Farbe so dünn aufgetragen, dass die Leinwand durchschimmerte. Aus wenigen Pinselstrichen entstanden Formen und Oberflächen, sie schimmerten und glänzten, waren stumpf oder durchsichtig. Greifbar. Jeder Strich saß, war hingeworfen, als sei die Farbe nichts weiter als der Klang einer Stimme.

Velázquez ließ alle Details, die für den Rhythmus eines Bildes unwichtig waren, spielerisch in der Perspektive untergehen. So konnte sich das Auge des Betrachters ganz und gar auf das Essenzielle konzentrieren: den Arm, der den Griff des Hammers in der Hand der nächsten Figur gerade eben nicht berührte. Die Schwertklinge, die den Bauch einer weiteren Figur gerade eben nicht streifte. Jedes Bild von Velázquez war reduziert. Als habe der Maler Vertrauen in das, was im Bild nicht zu existieren brauchte. Kein Ziel, weder in seinem Leben noch in seiner Kunst, schien Leo so erstrebenswert wie dieses Paradoxon: das Maximum des Ausdrucks in der Reduktion auf das Minimum zu erreichen.

Er besuchte noch einmal die »schwarzen Gemälde« von Goya. Sie waren nicht mit Farben gemalt, schien ihm, sondern allein mit Licht. Sie waren das Gegenteil von Schön und dennoch atemberaubend. Sie waren schief, verdreht und verrückt und gerade in ihrer Abweichung eindringlich. Es waren finstere und wolkenverhangene Bilder, sie zeigten Krieg und Wahnsinn, Verwüstung, Trunksucht und Niedertracht. *Hexensabbat, Judith und Holofernes*

und *Saturn, der sein Kind verschlingt*, widersetzten sich jedem Anspruch von Ruhe und Harmonie. Goyas Welt strotzte von Leben und von Energie, sie war voller Widersprüche und überall lauerten Teufel.

Die Bilder setzten Leo zu, sie zerrten an ihm, zeigten ihm den Abgrund auf, dem er sich wieder und wieder näherte.

Die Kraft dieser Malerei schüchterte ihn ein. Er war mit seinen Bildern reich geworden, doch diesen Malern konnte er nicht das Wasser reichen. Wo war sein Platz? Ihre Bilder blieben unerreicht, ein eigenes Universum. Und doch hatten sie etwas von einer Aufforderung, waren eine Übung in Eigensinn. Schließlich unterlagen Goya und Velazquez höfischen Regeln, dem Zwang des Repräsentativen. Aber das zentrale ästhetische Prinzip war bei beiden die Freiheit des eigenen Strichs: Ihr Spiel mit der Perspektive, ihr Streben nach Unabhängigkeit, besonders Goyas Mut zur Kritik, das alles imponierte Leo. Und er selbst? Wo war sein Eigensinn, wofür oder wogegen kämpfte er? Würde er den Regeln spotten können, die er bediente?

Leo schaute auf die schwarzen Umrisse von Rahels blankem Gesicht auf der Leinwand. Wenn er nicht fähig war, ihr Porträt zu vervollständigen, war die Leere alles, was von ihrer schönen Oberfläche übrig blieb. Leussink stellte weiter Fragen, abwesend gab Leo ihm Stichworte.

Er erinnerte sich, wie er im *Círculo de Bellas Artes* mit Rahel zu Mittag gegessen hatte. Rahel wollte an diesem Nachmittag Picasso sehen, insbesondere *Guernica*. Es hatte aufgehört zu regnen, auf dem *Paseo del Prado* gingen sie durch die Mittelallee zum *Reina Sofía*. Nachdem sie zwanzig Minuten in der Schlange gestanden hatten, schossen sie mit einem Fahrstuhl in die vierte Etage. Laute Stimmen hallten in den Gängen. Lauter Bilder und Zeichnungen umgaben sie, wirre Formen und Linien, schmutzige Farben reihten sich eingerahmt an der weißen Wand. Eine Schulklasse drängte

sich in dem Raum, in dem weiß, grau und schwarz *Guernica* hing. Für Leo war es so kalt wie Eis. Es war abstrakt und es war kalkuliert, ihm fehlten der Abgrund und die Qual, der sperrige Eigensinn, den Goya zeigte, wenn er dem Leben und seinen Schattenseiten auf den Grund zu kommen suchte. Picasso barg keine Brüche, keinen Schrecken. Die schwarzen Striche taten Leo in den Augen weh. Er wandte den Blick ab und beobachtete zwei Jungs, die sich abwechselnd mit den Ellbogen in die Seiten hauchten, der eine kicherte und schrie dann auf, mit dem Fuß kickte er seinem Kameraden ins Schienbein. Sie lachten und machten sich über etwas lustig. Eine Frauenstimme redete ununterbrochen auf Spanisch, alles, was Leo verstand, war immer nur: »Picasso, Picasso, ...«.

Ziellos ging er durch den Raum voller Menschen an *Audio Guides*, er konnte seine Augen nirgends ruhen lassen, überall hing ein *Picasso*. Seine Blicke verloren sich zwischen den Leinwänden und Blättern und blieben erst an einem farbigen Quadrat mit Augen hängen. Es schien über seine Oberfläche nicht hinauszugehen, keine Aussage zu treffen, es war inhaltslos. Picassos Thema waren nicht die Menschen, sondern die Formen. Leo fragte sich, welchen Wert eine solche Kunst hatte. War die Form nicht auch das Thema seiner Generation? Welchen Wert hatte ihre Kunst?

Als sie später in einem dreckigen, amerikanischen *Coffee-shop* standen, wusste er nicht, was er bestellen sollte. Rahel bezahlte schließlich für zwei große *Cappuccino*.

Am Tisch telefonierte sie kurz und schrieb sich etwas auf einen Zettel. Dann schaute sie zu ihm auf und sagte: »Picasso war ein Genie.« Am Tisch neben ihnen unterhielten sich zwei amerikanische Mädchen. »Farbige Socken sind diesen Herbst wieder voll in Mode«, bemerkte Rahel. Als Leo nicht reagierte, fragte sie unsicher: »Ist was?«

»Nein. Nein.«

»Ich kenn dich doch. Was ist los?«

»Ich frage mich, ob es richtig war, den Auftrag anzunehmen«, sagte Leo, ohne sie dabei anzuschauen.

Rahel nahm seine Hand: »Es gibt kein Zurück mehr.« Und dann hatte sie gelacht. »Ach Leo, du schaffst das schon!«

* * *

Als er Leussink den Mantel reichte, fragte der Journalist: »Darf ich noch einige Bilder machen?« und sah sich nach Motiven um.

»Nein. Lieber nicht.«

»Nicht?« Er zögerte.

»Rufen Sie in der Galerie an. Die haben genug Bilder.«

Leussink legte sich den Schal wieder um, und schon an der Tür stellte er seine letzte Frage, wann die Arbeit an einem Bild für beendet erklärt würde. Leo antwortete mit einem Zitat: »How do you know when you're finished making love?«

Leo gab Leussink zum Abschied die Hand und ergänzte: »Manche Maler sagen, ein Bild sei nie beendet, sie würden die Arbeit nur unterbrechen. Andere erklären ein Bild für beendet, wenn es an der Wand hängt. Meine Bilder sind beendet, wenn die Transportfirma kommt, um sie einzupacken.«

Dann war der Spuk vorbei und Leo hörte im Atelier wieder das Summen des Kühlschranks. In der Stille klangen die Fragen nach. »Haben Sie das selbst renoviert?« Er sah zur Galerie hoch, nahm dann Leussinks halbgeleerte Tasse, die verkrümelte Kuchenplatte und stellte beides in der Küche ab. Er glaubte, Stimmen zu hören, glaubte zu spüren, wie ihn hundert fremde Augen beobachteten, glaubte, von hundert fremden Ohren belauscht worden zu sein, die nun sein Gerede ins große Gewimmel hinaustrugen. Er fühlte sich entblößt, dabei waren sie doch nur um Binsenweisheiten gekreist. Wen wollte er mit den immergleichen Worthülsen eigentlich noch beeindrucken? Für wen spielte er noch immer die Rolle des jungen Wilden? Von wegen Künstler!

Mit leeren Händen setzte er sich vors Haus in die Kälte und

atmete tief ein und aus. Die Landschaft lag unbeeindruckt vor ihm. Er nahm einen Stein vom Boden und drehte ihn in den Händen. Auch das Drehen des Steins brachte seine Gedanken nicht zur Ruhe, er schleuderte ihn so weit er konnte ins Feld, stand auf und ging auf der Terrasse ums Haus herum, wo er an der Mauer Holz zum Verfeuern stapelte. Einige Scheite lagen ordentlich geschichtet an der Hauswand, Kiefern und Birkenstämme, die er noch nicht zerschnitten hatte, türmten sich auf einem großen Haufen. Aus dem Schuppen, wo auch Rahels Gartengeräte verstaut waren, holte er die Kettensäge und eine Axt. Einige Male musste er an der Schnur ziehen, bis die Säge ansprang. Höllenlärm und eine graue Wolke stinkenden Benzins hüllten Leo ein. Er begann Geäst von den Stämmen zu sägen und dann einen nach dem anderen holzsplittersprühend in dicke Stücke zu teilen.

Geld, Geld, dachte er dabei, er empfand keine Genugtuung darin, es zu besitzen, wäre es aber nicht vorhanden, würde er sich nach den Vorzügen des Wohlstandes sehnen. Manchmal fürchtete er, es könnte seine Fantasie behindern. Siebenunddreißig Jahre war er alt: Seit er malte, war es ihm zu gut ergangen. Ihn überkam manchmal die Lust, sein Atelier in Brand zu stecken. Doch das würde seinen Marktwert nur noch steigern. Zwischendurch legte er die Maschine zur Seite und stapelte die zersägten Baumstücke, um sie später mit der Axt spalten zu können. Das Geäst warf er auf einen Haufen. Dann nahm er die Säge wieder auf und fuhr mit seiner Arbeit fort. Erst taten ihm die Hände weh, dann schmerzten seine Arme. Einige Zeit später musste er Benzin und Motoröl nachfüllen. Er trank einen Schluck Wasser und schmiss sein Hemd auf die Erde. Aus dem Schuppen holte er die beiden Plastikkanister. Mit geröteten, nackten Armen stand er im T-Shirt in der Kälte und kippte Benzin und Öl nach. Als er den Ölkkanister wieder abstellen wollte, rutschte ihm der Henkel aus den geschwächten Fingern und kippte um. Sofort hob er die Öffnung wieder hoch, doch zu spät, um zu verhindern, dass sich eine Lache über das Gras und die Erde ergoss.

Leo fluchte. Er stellte den Kanister zurück, legte die Maschine beiseite und stapelte die letzten Holzstücke an der Wand. Das Öl versickerte im Boden und stank, er konnte es nicht einfach ignorieren. Sein erster Gedanke war, es auszuheben, doch dann würde ein hässliches Loch entstehen und wohin mit der Erde? Sich den Rotz von der Nase wischend, ging er zu seinem Nachbarn.

»Herr Muschaweck!« rief Leo, da der Mann mit dem Rücken zu ihm im Stall hantierte. Herr Muschaweck trat unter dem Dach hervor, legte sein Werkzeug ab und stapfte auf den Zaun zu. »Ja?« fragte er, eine Pfeife im Mundwinkel, skeptisch. Leo erzählte von seinem Missgeschick und musterte dabei die dicken, dunkelbraunen Haare, den krausen Backenbart und die rotgeäderten, eingefallenen Wangen des Bauern. Gemeinsam gingen sie hinters Atelier und beugten sich über das schwarz verklebte Gras.

»Anzünden«, riet ihm der Mann.

»Anzünden?«

»Anders kriegen sie dat nich außer Erde. Machen Sie ein Feuer. Wenn sie et anzünden, verbrennt dat Zeug, und die Erde auch, und dann kann Ihre Frau nächstet Frühjahr wieder Grass sähen.«

Sie schwiegen. Herr Muschaweck kaute auf dem Mundstück seiner Pfeife.

Das Öl war nur zögerlich entflammt, und Leo hatte Benzin darüber gegossen, um es verbrennen zu können. Als der Boden schließlich schwelte, hatte Leo ein paar Holzscheite auf die glimmende Erde geworfen. Nun saß er am lodernden Feuer und schürte es mit einem Stock. Er hockte und war auf einmal gar nicht mehr so weit weg von zu Hause. Er schaute in die Flammen und spürte die Hitze im Gesicht und auf den Knien. Eine seiner Malerreisen brachte ihn mit Ebba vor Jahren im VW-Bus von Bordeaux über Biarritz bis nach San Sebastian. Oft hatten sie sich morgens auf dem Markt oder in der Stadt Proviant für den Tag gekauft, waren weiter nach Süden gefahren und hatten irgendwo am Strand bis in die Nacht

mit Grillhähnchen und Pfirsichen an Ebbas Lagerfeuer gesessen, um den Wellen und dem Wind in den Gräsern zu lauschen.

Auf der Weide schnaubte der alte Schimmel und schüttelte den schweren Kopf, kratzte sich am vorgestreckten Bein und schnaubte noch mal, bevor er karges Grün mit seinen gelben Zähnen aus dem Boden riss. Man macht keine Fehler, nur Erfahrungen, dachte Leo und scharrte weiter in der brennenden Erde.

* * *

Für Leo war es, als lägen Yachten in der dunklen Spree vor Anker. Neben sich sah er andere Männer über die Brücken stolzieren, in ihren gestreiften, engen T-Shirts und den weißen Jeans sahen sie aus wie Matrosen. Inmitten ihrer stöckelnden Entourage gingen sie die Treppenstufen zum Meat District hinab. Mit dem Lösungswort »Reservierung« öffnete sich ihnen die Glastür und auch Leo wurde von goldorangemem Licht empfangen. Links an der Bar standen Gäste mit Prosecco und streng frisierten Haaren, die sich zu ihm umdrehten und ihn von oben bis unten musterten. Die Empfangsdame küsste Leo mit strahlendem Lächeln, schwang ihr schulterlanges Haar und stellte ihren Charme zur Schau. Mit gehobener Brust führte sie ihn durch die Gänge aus Tischen und Stühlen. Für ihn gab es immer einen freien Platz. Hinter dem Fensterglas zur Küche rauchten die heißen, fettigen Pfannen, eine Holsteiner Kuh aus Holz, nicht größer als ein Dackel, stand herum und ein ausgestopfter Pfau mit angelegtem Federkleid kackte auf den Holzsockel, auf dem man ihn ausgestellt hatte.

Seit es in Mode war, schwul zu sein, waren die Männer bei weitem in der Überzahl. Nur vereinzelt saßen Frauen an den Tischen und versanken in dicken Stoffpolstern. Die meisten von ihnen trugen Trägertops oder Seidenkaftans, sie entblößten ihre Haut und betonten ihre Formen, als wollten sie jeden Zweifel darüber, was an ihnen echt und was gefälscht war, aus dem Weg räumen. Ihre nackten Oberarme waren mit funkelnden Reifen geschmückt und ihre vollen Lippen hinterließen dunkle Spuren

auf den bauchigen Gläsern, aus denen sie viel zu teuren Wein tranken.

Leo setzte sich und bekam Champagner serviert. Unter der Serviette lag ein Sauerteigkrustenbrot, das aussah wie ein Designobjekt. Lange unterhielt er sich mit dem Maitre de Table, bis er sah, dass Max an der Bar aufgetaucht war. Er steckte gerade etwas in die Tasche seines Sakkos und folgte einem Mann, der mit extrem großen Schritten durch das Restaurant kam. Steve. Er hatte fünf selbstzufrieden lächelnde Frauen im Schlepptau.

»Leo!« begrüßte ihn der Sammler, der zu einem offenen Hemd eine Krawatte mit aufgesticktem Totenkopf trug. »How are you son of a bitch? Painting?«

Leo stand auf. »Just sex« sagte er. Steve umarmte Leo, er schien redselig und sagte, er habe seit sechsunddreißig Stunden nicht geschlafen. Er stellte seine Frauen vor: »These are love potions number one through five.« Sie tänzelten herum und bewunderten das exquisite Brot, lachten über einen Gast, der um Hilfe schreiend in seiner berggroßen Portion Kopfsalat ertrank und schwärmten vom argentinischen Filet. Leo freundete sich mit der Oberfläche von Love Potion Nummer Eins an, während Steve auf der Toilette verschwand. Bis er mit aufgerissenen Augen zum Tisch zurückkehrte und Leo ins Ohr flüsterte: »Oh my god! There is a woman in front of the men's room. She's a cabbalist and shouts Americans are pansy!«

Leo lachte und beruhigte ihn, das sei die Toilettenfrau und sie würde weder schreien noch ihm etwas antun, wenn er ihr genug Trinkgeld gäbe. Leo bot an, Steve auf die Toilette zu begleiten und stieg über die Polsterstühle. Magere, langbeinige Marionetten verschwanden mit ihnen in der jadegrün gefliesten Sanitäreinrichtung. Im Blaulicht der hinterleuchteten Fotografie eines sterbenden Nilpferdes bot Steve Leo zwei rosa Pillen an. »XTC keeps you fit, makes you creative and saves marriages«, sagte Steve. »This is good shit.« Leo vermutete, dass Steves Dealer keinen Müll vertrieb. Nachdem er den Stoff mit Wasser geschluckt hatte, spülte er seine Arme kalt ab und stieß beim Rausgehen auf den Geschäftsführer

eines Pressehauses. »Herr Becker! Sie im District!« Der Mann hielt ihm die Hand hin. Leo starrte auf das riesige Zifferblatt der Militäruhr an seinem bleichen Handgelenk. »Ich will ein Bild von Ihnen! Sie sind das Talent unserer Zeit, Sie sind mein Held.« Leo wich der Hand aus und unterbrach ihn: »Ich bin nur ein weiteres, malendes Arschloch. Schönen Abend.« Steve kam, legte der Toilettenfrau einen Zweihunderteuroschein in die Schale und stieß Leo wieder in die Hitze des Restaurants.

»So, what do we do after midnight?«, fragte Steve, als ihm Nummer Zwei den Fleischsaft von der Oberlippe küsste. Leo schlug vor, ins Green Castle, ebenfalls am Spreeufer gelegen, zu gehen.

Unter der gewölbten, verspiegelten Decke des Green Castle spielte eine Live-Band reichen, vollen Jazz Funk. An der Bar erkämpfte sich Leo einen Gin Tonic mit Gurkenscheibe und warf sich dann im Spiegel eines konvexen Bullauges in die Umlaufbahn seines Rausches. Die erste Dosis – es waren nach Aussage von Steve nur Fünfzig-Milligramm-Tabletten – katapultierten Leo auf einen roten Planeten aus Fleisch, auf dem die Frauen tanzten. Seine Wahrnehmung wurde geflutet, und eine Fontäne goldener Begierde und saftiger Blüte schoss aus seinem nüchternen, kanalisierten Selbst. Aus fünf Love Potions wurden schlagartig zehn und jede verlangte nach ihm, Leo schälte ihre Pfirsichhaut mit gierigen Blicken ab. Er redete, bis ihm Speichel von den Lippen tropfte. Die Musik machte ihn euphorisch, blaue Coolness trieb ihm die Hitze zwischen die Beine. Leo tanzte, bis sein Blut aus den weiten Poren seiner nassen Haut quoll. Irgendwann konnte er die Sehnsucht nach mehr Nähe zu den Frauen nicht mehr halten und fragte Steve, in welchem Hotel er wohne.

Steve wohnte am Bebelplatz, wo Leo in Zimmer 133 die dritte Pille nahm. Sechs Neon-Stunden waren nach Einnahme der ersten beiden auf der Toilette des District vergangen. Mit gleich bleibend hoher Geschwindigkeit schoss er in immer engere Kurven, ihm wurde heißer. Das gestreifte Teppichmuster im Flur und die schwarzen Rhomben auf grauem Grund im Zimmer weigerten

sich, in die runden Öffnungen seiner ekstatischen Blicke zu passen. Das Bett in der Suite war groß, aber zu klein für sieben Personen, die Lampen waren zu pompös, die Vorhänge zu dick, die Rollos zu gestreift. Steve setzte seine Sonnenbrille auch hier nicht ab. Fünf Flaschen Champagner, Wodka, Gin und Whiskey standen auf dem rot lackierten Holz der »Private Bar«. Nummer Drei verschwand im Badezimmer und ließ Wasser in die Wanne laufen.

»Steve, mach Musik an, ich verstehe nichts von Technik!«, sagte Leo, sank in die schwarzen Kissen des Sofas und ließ sich die Schuhe ausziehen. Steve ließ den Korken knallen, Nummer Zwei schob auf dem Tisch vor dem Sofa alle drei Zeitschriften zur Seite, um sich vor Leo niederzuknien.

»Steve, mach die verdammte Musik an!«

Leo sah mit geweiteten Blicken, wie Steve die Fernbedienung aus der Plastikhalterung griff – eine Talkshow sprang an. Immer wieder schlug er die Fernbedienung in seine Handfläche: »Fucking batteries!«

»Steve, mach Musik!« Leo versank in zinnoberroten Lippen und soff Champagner aus dem Chromstahl-Zahnputzbecher.

»Fuck that!«, fluchte Steve und schmiss Leo das Plastikteil in den Schoß, als sei es ein Skorpion. Leo schaltete benommen durchs Menü zu »International Pop.« Er wählte irgendetwas aus, das sich in den nächsten Minuten sechs Mal wiederholte. »I hate Celine Dion«, fluchte der nackte Steve, packte die Fernbedienung erneut und wechselte zu Bon Jovi. Endlich entriss ihm eines der Lebewesen aus Gold den Apparat und wählte eine »Playlist« aus.

»Cheer up, Leo! You know what they say!«

Leo fegte rücklings drei Bücher der *Everyman's Library* vom Tisch.

»If life seems jolly rotten there's something you've forgotten«, kam es aus den Lautsprechern im Fernsehen. »And that's to laugh and smile and dance and do drugs!«, rief Steve.

Manche Dinge im Leben waren einfach beschissen, dachte Leo, Kunst und Frauen trieben ihn in den Wahnsinn. Leo debattierte

lauthals über das rote Kolorit des Kissens, verfluchte die Malerei mit Kraftausdrücken und erzählte Nummer Drei, wie er damals in Paris aus einem Hotel geschmissen wurde und zwölftausend Dollar Bargeld vom Verkauf einer Skizze unter der Matratze vergessen hatte. Während ihm Nummer Eins das Hemd aufknöpfte, fragte er Nummer Drei weiter über die Kunst aus, worauf Nummer Drei ein Tattoo auf ihrer rechten Pobacke entblößte. »Ain't ... always look on the right side of life.«

Leo saugte an der Champagnerflasche und kratzte sich hysterisch am ganzen Körper, bevor er aufstand und die Frau im grauen Gras aufhob, um sie am silbernen Apfelbaum aufzuknüpfen. Sie blieb lebendig, zog ihn in die graue Grotte ohne Schatten und setzte ihn in die Badewanne, nahm ihm die Flasche aus der Hand und goss ihm die eiskalte Flüssigkeit über das Gesicht.

»Always look on the right side of death.«

Leos Körper lag, der vom Alltag befleckten, schmutzigen Wäsche entledigt, ausgestreckt in der Badewanne. An ihm klebte der Fluch der Droge, er raste auf dem Asphalt seiner endlosen Gedanken. Er sang und erzählte, woran er sich nicht erinnern konnte. Flüssig und klar schwamm das Wasser um die Ufer seines Körpers, er versuchte sie, die über ihm schwebte, zu würgen, doch seine nassen Hände bekamen ihren Hals nicht zu fassen. Sie beschoss ihn langsam mit ihren Küssen. Ohne dabei zu atmen, verschlang er ihre Schönheit. Sie mischte sich unter seinen Körper. Alles an ihm war Haut. Ihre Haare hingen wie Glasperlenschnüre herab, der Wind bewegte sie wie Zweige, er liebte sie mehr als alles auf der Welt. Lauter und lauter schrie sie, ihre Rufe hallten in der Grotte, bis Leo ihr seine Hand auf den Mund presste. Knotig, kaum lebendig wand sie sich im Glibber und starrte ihn aus gelben Augen an. Musik schmetterte, jemand zog ihn aus der Wanne. Schließlich fand er seine konturlose Masse auf dem Bett wieder, wo er an fünf Unterhöschen zerrte, um im weiblichen Sumpf nach Perlen zu tauchen. Eine der Nummern stürzte über das hohe Fußende zu Boden, eine andere trat durch die Stratosphäre und über-

wältigte seine Sinne mit ihrem Duft, er konnte plötzlich wieder atmen und denken: Sein Leben war ein Stück Scheiße, er kam aus dem Nichts, er war ein Nichts und er würde sterben wie jeder andere auch. Was hatte er zu verlieren? »Nothing!« Er schrumpfte und wuchs zu gleich, er wuchs über sich hinaus, bis die Venen in seinem Fleisch bis zur Dicke eines Kugelschreibers angeschwollen waren.

Steve dachte wohl, er sei ein Marienkäfer und zählte mit dem Zeigefinger Punkte auf seinem Körper. Mit verschwitzten Haaren legte sich Leo auf die Couch und halluzinierte Blut an den Wänden des Palastzimmers, es tropfte von der Decke, und er versuchte, die Tropfen mit der Zunge aufzufangen. Glockenschläge kamen aus den Lautsprechern. Leo sah auf Strumpfbänder und auf die von ihnen eingeschnürten dicken Schenkel, er konnte das Zischen ihrer Stimme vom Blinken der Silberfische in den Spiegeln nicht mehr unterscheiden.

Obwohl Leo jede von ihnen sofort geheiratet hätte, schmissen sie die Frauen aus dem Fenster auf den Bebelplatz und starrten mit geweiteten Pupillen den wehenden Haaren hinterher. Die Glocken der Sankt-Hedwigs-Kirche schlugen die volle Stunde und riefen zum Trauergottesdienst, den Rausch zu bestatten. Benzingeruch stand unter den Achseln der Männer, die Splitter der gestörten Wahrnehmung zerstoßen wie Asche unter dem laschen Gefühl schwerer Müdigkeit. Leo sprach Flüche am Fließband aus, weil Millionen Ratten durch sein Gefäßsystem rannten. Steve schlug ihm vor, zwei Tabletten Diazepam einzunehmen, um runterzukommen. Leo stand mit nacktem Oberkörper vor dem Spiegel und beobachtete, wie er nach der unendlichen Vervielfältigung wieder in sich zusammen schrumpfte. Superman entwich aus dem blaugelben Latex, übrig blieb eine schlaffe Hülle ohne Saft. Als die Schlaftabletten zu wirken begannen, nahm ihm der rasende Puls im Hals den Atem, alles schwang sich im Kreis, aus dem rechteckigen Waschbecken stolperten Kröten und vor der Wand der Badewanne wurde eine Kokosnuss zerschossen, Füße trampelten ihn

auf den Steinfliesen nieder und Nummer Vier ohrfeigte ihn im Sekundentakt, zitternd erlag er dem Geklimper des Münzgeldes in der Kasse, dann drangen nur noch Schreie an sein rauschendes Ohr: »Fuck! Get the ambulance! He's dying! Fuck, get him to the hospital, I put up some collateral on one of his paintings!«

Als ihn jemand vom Fußboden aufhob, fiel Leo die Zunge aus den blauen Lippen, er sah sie violett auf den Badezimmerfliesen, seine Haut fühlte sich vom Sauerstoffmangel ausgelutscht, jedes Glied hing im Scharnier seiner streikenden Gelenke und Muskeln. Er schwebte durch eine Landschaft, deren Berge und Wiesen mit Tigerfell überspannt waren und schoss dann wie eine menschliche Kanonenkugel in einen schwarzen Tunnel.

Als er erwachte, blickte er an seinem von Schläuchen durchstochten Körper herab, im Rhythmus piepsender Geräte schlief er wieder ein.

»Herr Becker, wir beobachten Sie seit gestern. Es besteht Grund zur Annahme, dass Sie Drogen genommen haben. Haben Sie an dem Abend des Vorfalls Drogen genommen?« Der Arzt stand an seinem Bett.

»Nein, nicht dass ich wüsste!« antwortet Leo. »Ich hatte einen abgefahrenen Abend mit einem Kunden von mir.«

»Wenn Sie sich nicht erinnern können, werden wir Ihnen Blut abnehmen müssen.«

»Stehen Sie unter Schweigepflicht?«, fragte Leo den Arzt.

»Ja, das tue ich.«

»Meine Frau wird also davon nichts erfahren?«

»Sie wird so viel erfahren, wie Sie ihr erzählen.«

Leo nickte.

In seinem Blut wurden Spuren von Amphetaminen nachgewiesen, die Kombination von Ecstasy und Valium hatte zu einer Herzrhythmusstörung geführt. »Nun, Herr Becker, willkommen zurück. Es war knapp.«

Zwei Tage später verließ Leo das Krankenhaus.